



Ali Kemal Aydin Erdogans neuer Mann in Berlin.

Von Mike Szymanski

Ein neues Miteinander?

Im wechselhaften deutsch-türkischen Verhältnis stehen die Signale gerade wieder auf Entspannung. Eine auf grosser Bühne vorgetragene Belehrung darüber, dass die Völkermordresolution des Deutschen Bundestages zu den Verbrechen an den Armeniern im Osmanischen Reich juristisch nicht bindend sei, beendete Wochen des Angiftens und Anrempelns (TA von Samstag). Wenn man so will, ist das ein guter Zeitpunkt für Ali Kemal Aydin, seine Koffer zu packen.

Aydin soll Erdogans neuer Mann in Berlin werden und die Nachfolge von Hüseyin Avni Karslıoglu als Botschafter antreten. Zu dessen letzten Worten vor dem Abflug in die Türkei gehörte dieser Satz: «Ich habe nichts mehr zu sagen, der Bundestag hat schon gesprochen.» Es war der 2. Juni, die Parlamentarier nannten in ihrer Resolution die Gräueltaten an den Armeniern 1915/1916 «Völkermord». Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan hatte zuvor schon angekündigt, dass dies nicht ohne Folgen bleiben werde. Kurz nach der Abstimmung sass Karslıoglu im Flugzeug in die Heimat.

Damals war schon klar, dass der Botschafter in dieser Funktion nicht zurückkehren würde. Seine Zeit war abgelaufen. Zwei Wochen später wurde Aydin, 1965 geboren, zum Nachfolger benannt. Er gehört zu einer neuen, eher krisengeprüften Diplomatengeneration, die besonders in Brüssel, Berlin und bei den Vereinten Nationen in New York die Politik Ankaras vertreten und erklären soll.

Dass Aydin seinen Job noch nicht angetreten hat, dürfte der Sturköpfigkeit Erdogans geschuldet sein. Der wollte im Streit um die Armenienresolution unbedingt, dass die Bundesregierung inzwischen tätig werde. Im politischen Miteinander zwischen Ankara und Berlin schenkt man sich schon lange nichts mehr. Für Karslıoglu war der Abschied aus Berlin bitter. Er hat in seiner Zeit miterleben müssen, wie sich beide Länder immer fremder geworden sind. Nach seiner Rückkehr wurde ihm in der Putschnacht in Ankara sogar ins Bein geschossen.

Nachfolger Aydin hat Internationale Beziehungen an der Ankara-Universität studiert. Von dort aus ging es direkt ins auswärtige Amt. Er erlebte, wie Syrien in den Bürgerkrieg abglitt - bis 2009 war er Generalkonsul in Aleppo. Danach arbeitete er als Botschafter in Libyen. Aydin half noch, Türken und Hunderte andere Ausländer aus dem Land zu bringen, als auch dort 2011 die Kämpfe eskalierten.

Seitdem stieg Aydin im Aussenministerium in Ankara zum stellvertretenden Staatssekretär auf. «Die Beziehungen zu Deutschland sind einem Erzincaner anvertraut worden», jubelte die Lokalzeitung in Aydins Heimatprovinz Erzincan. Immerhin gilt der Posten in Berlin trotz allen Streits noch als Auszeichnung. Wenn es für Aydin gut läuft, kann er Aufbauhelfer für ein neues Miteinander werden.



Kolumne Laura de Weck

Kinder, Krippe, Klienten

Stefan kommt abends nach Hause.

Anna: Hoi Schatz.

Stefan: Hoi, schläft die Kleine?

Anna: Klar.

Stefan: Hab ich Hunger!

Anna: Ich mach dir gleich was.

Stefan: Danke Liebes.

Anna: Du Stefan?

Stefan: Ja?

Anna: Hättest du nicht Lust, mal woanders hinzuziehen?

Stefan: Woanders?

Anna: Nach Zürich zum Beispiel?

Stefan: In die Stadt?

Anna: Oder woanders im Kanton Zürich.

Stefan: Aber du liebst doch unsere Wohnung, und wir arbeiten hier.

Anna: Du arbeitest hier.

Stefan: Du auch.

Anna: Aber wir brauchen einen zusätzlichen Krippentag, sonst komm ich nicht vorwärts.

Stefan: Das wird sich schon lösen.

Anna: Wir sind auf einer Warteliste für 2018!

Dabei können wir uns den Platz nicht leisten.

Stefan: Vielleicht bist du ja gern noch ein wenig zu Hause?

Anna: Nein, ich will arbeiten.

Stefan: Was gibts denn zu essen?

Anna: Es ist total frustrierend, dass mein ganzer Lohn für die Krippenkosten draufgeht.

Stefan: Mist, die Kleine schreit. Magst du schnell stillen?

Anna: Und staatliche Subventionen werden nur spärlich vergeben.

Stefan: Hat der Hund schon Futter bekommen?

Anna: Was?

Stefan: Der Hund?

Anna: Was? . . . Ich . . . Stefan, ich kann doch nicht dich, die Kleine, den Hund, die Krippe, den Staat und die Wirtschaft gleichzeitig füttern.

Stefan: Du fütterst den Staat?

Anna: Den Staat füttere ich mit meinen Steuern, die Wirtschaft mit meiner Fachkraft, den

Arbeitgeber mit meiner Arbeit, die Krippe mit meinem Lohn, das Kind mit meiner Brust, dich mit der einzigen Zeit, die mir bleibt, und den Hund vergesse ich dabei eben manchmal.

Stefan: Anna, du bist ja ganz aufgeregt. Liebes, ich seh doch, wie du mir, dem Staat und der Wirtschaft den Rücken freihältst, indem du neben deinen Klienten noch die Kinder und die Krippenkosten übernimmst. Das finde ich super.

Anna: Es ist aber nicht super. Am Schluss sind die Frauen total gestresst. Die Arbeitgeber sind gestresst, weil trotz drohendem Inländervorrang die Fachfrauen zu Hause bleiben. Der Staat ist gestresst, weil er teuer ausgebildete Frauen und zusätzliche Steuereinnahmen verliert. Die Gesellschaft ist gestresst, weil migrierte Kinder nicht rechtzeitig Deutsch lernen und Chancengleichheit und Gleichstellung von Anfang an illusorisch sind.

Stefan: Schatz, am wichtigsten ist es doch, dass es den Kindern und der Wirtschaft gut geht.

Anna: Die Erziehung ist komplett verweiblicht, die Wirtschaft vermännlicht!

Stefan: Das stimmt nicht, Anna, ich geb doch mein Bestes, um Familie und Beruf zu vereinen!

Anna: Das sagen Staat und Wirtschaft auch. Aber Familie und Beruf vereinen heisst nicht, der Frau Familie und Beruf vereint zu übergeben, sondern als vereinte Familie sich mit dem Staat, der mit der Wirtschaft vereint ist, zu vereinen.

Stefan: Hä?

Anna: Frau, Mann, Wirtschaft und Staat müssen den Hut gemeinsam finanzieren, unter dem die Familie lebt und wirtschaftet.

Stefan: Und den Hut gibt es in Zürich?

Anna: Ja! Wenn am 25. September die Initiative «Bezahlbare Kinderbetreuung für alle» durchkommt. Stell dir vor, wie viel entspannter, selbstbestimmter, gebärfreudiger, arbeitsfähiger, gebildeter, sozialer und in allen Belangen reicher wir und die Kleine wären!

Stefan: Und das gäbs dann nur in Zürich?

Anna: Neuenburg käme noch infrage.

Und alle unsere Nachbarländer.

Stefan: Mm . . . Hast du denn überhaupt schon was gegessen, Schatz?

Anna: Ach, hör mal, die Kleine hat sich ganz von selbst beruhigt.



Laura de Weck

Die Autorin und Schauspielerin wechselt sich als Kolumnistin mit dem Politgeografen Michael Hermann und dem ehemaligen Preisüberwacher Rudolf Strahm ab.



Hörspiel Laura de Weck liest ihre Kolumnen

deweck.tagesanzeiger.ch

Stromausfall Wenn die Lichter löschen, zeigt sich der wahre Charakter einer Stadt. Von Beat Metzler

80 Minuten Mittelalter

Zeitreisen funktionieren ganz einfach: Ein Stromausfall genügte, um die Zürcher Innenstadt am Sonntagabend ins Mittelalter zurückzuschicken. Die Strassen schummerten vor sich hin, in den Fenstern flackerten Kerzen, Passanten erschienen als verschattete Gestalten.

Die Stadt wurde zu einem düsteren Wald, einem kaum fassbaren Labyrinth. Die Schwärze verunmöglichte die Unterscheidung zwischen wirklichen und eingebildeten Gefahren. Nur Autoscheinwerfer, Stirnlampen (deren Besitz weit verbreitet scheint) und Handyempfang störten die Stimmung wie zu Zwinglis Zeiten.

Stromausfälle sind Zivilisationstests. Die Frage lautet: Erfasst die Dunkelheit auch die Herzen? Oder bleibt das Mittelalter an der Oberfläche?

Das hängt von den Umständen ab. New York wurde 1965 und 1977 von zwei riesigen Stromausfällen lahmgelegt. Beim 65er-Blackout strömten die Menschen auf die Strassen, unterhielten sich, genossen gemeinsam die nutzlose Zeit.

Beim 77er-Blackout, der einen ganzen Tag dauerte, geschah das Gegenteil. Anarchie brach aus, 1600 Geschäfte wurden ausgeräumt oder

angezündet, Menschen gingen aufeinander los. Die Polizei verhaftete 4500 Plünderer. Die wilden Szenen, die sich überall abspielten, finden sich in zahlreichen Filmen und Büchern wieder.

Bis heute gibt es verschiedene Erklärungen, warum die Situation 1977 ausartete: die Hitze, die New York in jenem Juli umklammerte; die miserable Wirtschaftslage; die Tatsache, dass der Stromausfall beim Eindunkeln losging.

Die betroffenen Zürcher nahmen die plötzliche Dunkelheit fast unbeteiligt hin, es gab weder Verbrüderungen noch Aufruhr, keine Szenen für künftige Romane. Die Betroffenen verstärkten ihre sonntagabendliche Häuslichkeit, man traf nur wenig Menschen auf den Strassen. Auch rund um die Langstrasse erklangen nicht mehr Sirenen als sonst, die Polizei lobte die Bevölkerung. So bestätigte Zürich sein Selbstbild: eine stabile, zufriedene Stadt, die sich nur schwer aus dem Gleichgewicht stossen lässt. 80 Minuten Mittelalter reichen jedenfalls nicht.

Vielleicht war es auch einfach nur Glück, dass die Trafostation nicht in einer alkoholgetränkten, heissen Samstagnacht ausstieg.

Aktionismus Soziale Medien und politische Kommunikation.

Von Michèle Binswanger

Was lange gärt, wird endlich Wut

Am Sonntagabend sass Feminismusikone Alice Schwarzer auf der Kaufleuten-Bühne. Über die Burka wollte sie diskutieren, doch die Veranstaltung wurde gestört. Eine Gruppe von etwa fünfzehn Frauen liess Musik aus mitgebrachten Boxen erschallen, manche riefen wirre Thesen zum «Mythos Vaginalorgasmus» in den Saal, andere schrien, Schwarzer sei verantwortlich für die massenhaften sexuellen Übergriffe in der Kölner Silvesternacht. Schliesslich wurden die Störenfriede hinausgeführt - wer sie waren und was sie wollten, blieb unklar.

Vergangene Woche stand ich selber im Visier von Social-Media-Aktivistinnen. In einer Kolumne hatte ich den Unterschied zwischen Buben- und Mädchenmüttern erläutert, wobei ich den Bubenmüttern das Attribut «burschikos» anheftete. Einfach, weil Buben handgreiflicher streiten und sich öfters verletzen. Die Reaktionen waren zahlreich und wütend, aber kaum jemand machte sich die Mühe, zu erklären, was den Zorn entfacht hatte. Stattdessen ereiferte man sich über meine Person.

Pseudoaktivismus

Die sozialen Medien haben dem politischen Aktionismus ein Comeback beschert. Nie war es einfacher als heute, Gleichgesinnte für Interessen aller Art zu finden, Widerspruch und Protest zu artikulieren oder sich zur Aktion zu verabreden. Die geteilte Meinung gibt den Leuten das Gefühl von Gemeinschaft. Bequem vom Computer aus können sie sich mit einem Klick engagieren, sie müssen dazu nicht einmal jemandem in die Augen schauen. Es reicht ihnen, zu wissen, dass andere ebenso denken und empfinden und ihre Ideale teilen. Oder zumindest ihren Ärger, denn allzu oft haben die Aktionisten zwar viel Wut im Gepäck, aber selten einen konkreten Plan oder politische Ziele. Stattdessen treiben sie sich im Netz herum, liefern sich stunden-, manchmal tagelange Diskussionen mit echten oder vermeintlichen Freunden und Gegnern. Und manchmal schreiten sie zur Aktion.

So wie vergangene Woche. Während eines Forscherkongresses zum Thema Pflanzenzucht an der ETH in Zürich stürmten Aktivisten das mit 300 Forschern voll besetzte Auditorium Maximum. Sie warfen mit Mist, faulen Eiern und anderen stinkenden Gegenständen um sich, dann verschwanden sie. Niemand bekannte sich zum Anschlag, die Polizei geht davon aus, dass es sich um Gegner gentechnisch veränderter Organismen gehandelt haben muss. Sicher ist man aber nicht.

Es bleibt die Frage, was das bewirkt. Ist solcher Aktionismus tatsächlich als politischer Akt zu verstehen? Fehlt nicht das Wesentliche: die Artikulation, die Kritik, die zu mehr führen würde als ein paar Schlagzeilen, nämlich zur Diskussion und Auseinandersetzung über Werte und Inhalte, vielleicht sogar Ideale?

Wie politisch ist das Internet?

Die deutsche Philosophin Hanna Arendt hat sich in ihrem Werk eingehend dem politischen Handeln gewidmet. Dieses braucht nach Arendt einen Resonanzraum, eine Realität, die alle teilen und die sich aus der überlieferten Geschichte und der Gegenwart ergibt.

Arendts Vorbild war die antike Polis, der Markt, auf dem die antiken Politiker auftraten und diskutierten. Doch sie fasst die Polis weiter: als virtuellen Kommunikationsraum, in dem die Menschen in Erscheinung treten und sich artikulieren können. Entscheidend ist, dass jeder die Chance hat, sich mit seinen Worten und Taten in die Gemeinschaft einzuschreiben. Dass er gehört wird und damit seine Ohnmacht und seine Begrenzungen überwinden kann.

Könnte also das Internet die neue Polis sein? Bei Arendt ist die Voraussetzung dafür, dass sich der Handelnde und Sprechende in seiner «personalen Einzigartigkeit» zu erkennen gibt, als derjenige, der er ist und der etwas Bestimmtes will. Genau das aber passiert immer weniger. Wenn Menschen im Kollektiv politische Wirklichkeiten verändern wollen, erfordert das mehr als Geschrei und Unmutsbekundungen. Es erfordert, sich klar zu artikulieren, sich zu exponieren und sich mit dem Gegner auseinanderzusetzen. Das Internet verführt aber gerade zum Gegenteil, nämlich zu blossen Unmutsbekundungen. So lässt sich die Gesellschaft zwar nicht verändern. Aber wenigstens fühlen sich die Aktivisten dabei gut.